Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 12 (1944-1945)

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

ZUR FORTSETZUNG DER KRITISCHEN GOTTFRIED-KELLER-AUSGABE

MARTIN SALANDER

Carl Helbling beginnt die Fortführung der hochverdienten, aber stekkengebliebenen Keller-Ausgabe Jonas Fränkels mit der Edition von Kellers Alterswerk (Verlag Benteli AG., Bern und Leipzig). Die von Anfang an vorauszusehende Herabsetzung der Helblingschen Textgestaltung hat nicht lange auf sich warten lassen. Teils dieser Herabsetzung wegen, teils aus persönlichstem Bedürfnis verfaßten wir diese Notiz. Seit bald dreißig Jahren selber mit der Benützung und Herstellung brauchbarer Texte beschäftigt, haben wir uns allmählich eine bestimmte Meinung in dieser Angelegenheit gebildet. Sie geht u. a. dahin, daß sich Editionen sehr gut zur Diskussion unter vier Augen und sehr schlecht zur Polemik vor aller Welt eignen. Einen absolut richtigen, vor allem einen schlechthin unangreifbaren Text gibt es überhaupt nicht — ein solcher ist nur eine Leitidee, für die möglichst wortlos sich aufzuopfern Angelegenheit selbstloser Naturen ist. Daß ihnen Carl Helbling mit Auszeichnung zugehört, geht als bestimmender Eindruck von seinem ersten Bande aus. Wir haben die Gelegenheit benutzt, um zunächst wieder, nach langem Unterbruch, den ganzen Staatsroman in einem Zuge zu genießen, wozu schon das schöne Druckbild verführerisch einlädt. Seit seinem ersten Erscheinen in Julius Rodenbergs Deutscher Rundschau vergingen an die sechzig Jahre, die aber dem Roman kaum etwas anhaben konnten. Ueber gelegentliche Trockenheit siegt noch die unverkümmerte Satire, über vielfache Bitterkeit die unerschöpfliche Güte, über peinliche Kritik die Weisheit eines starken Herzens. Und wenn insbesondere gegen den Schluß hin ein Gefühl von künstlerischer Unfertigkeit sich einstellen will, so doch vor allem auch deswegen, weil der Maßstab, an den Keller selber uns gewöhnt hat, schwer erfüllbare Ansprüche stellt... Wir haben uns sodann Carl Helblings Buchgeschichte und Apparat von insgesamt hundert Seiten zu eigen gemacht. Jeder Interessierte kann sich danach selber in die Probleme der fraglichen Textgestaltung einarbeiten, wobei er sich freilich auf ein Geduldspiel einlassen muß. Was bei Einsatz gewissenhafter Probität an textkritischen Resultaten erreichbar war, wird dem Leser mal für mal geschenkt. Carl Helbling tat ein Weiteres, indem er erhaltene Vorarbeiten in reichem Maß mitteilte und schließlich auch als Sacherklärer, mit ausdrücklichem Hinweis auf das von Max Zollinger bereits Geleistete, jeden billigerweise zu erhebenden Anspruch befriedigte. Zahlreiche Quellenhinweise haben des Berichterstatters besondern Dank geerntet, ist doch der Leser Keller ein Problem, das des literarhistorischen, ja rein menschlichen Reizes nie entbehren wird. Ich finde nichts Grundsätzliches, das Helblings Salander-Ausgabe dem Genuß und der Lehre vorenthalten

hätte, und kenne kein gültigeres Lob, als derart seinen Namen mit diesem Werk verbunden zu haben.

FRITZ ERNST

ZÜRICHER NOVELLEN

Die fünf «Züricher Novellen», Kellers erste größere literarische Arbeit nach dem Abschied von der Staatskanzlei, stehen nicht allein in zeitlicher, sondern auch in formaler Hinsicht zwischen den «Leuten von Seldwyla» und dem «Sinngedicht»: die Rahmenerzählung, die Geschichte des Herrn Jacques, der von seiner Originalitätssucht geheilt wird, stellt den drei ersten Novellen das gemeinsame Thema und verbindet sie damit straffer als die vorwortähnlichen Einleitungen die beiden Gruppen der Seldwylergeschichten; aber sie versiegt schon nach der dritten Novelle, während die Geschichte des Naturforschers Reinhart, der auszieht, um die Gültigkeit eines erotischen Rates experimentell zu erproben, und dabei ungewollt dem Geheimnis der Beziehung zwischen Mann und Frau auf die Spur kommt, die Sinngedichtnovellen zu einem vollkommenen künstlerischen Ganzen zusammenfaßt. In einem einzigen Band vereinigen erst die «Gesammelten Werke» von 1889 die fünf Novellen; die früheren Buchausgaben bringen in einem ersten Band die drei in der «Deutschen Rundschau» 1876/77 zuerst erschienenen Novellen «Hadlaub», «Der Narr auf Manegg» und «Der Landvogt von Greifensee» mit der Rahmengeschichte «Herr Jacques», im zweiten das ältere «Fähnlein» und die nach Kellers eigenem Urteil unfertige «Ursula». Wenn die von Jonas Fränkel begonnene, mit Ermächtigung des Regierungsrates des Kantons Zürich von *Carl Helbling* fortgeführte historisch-kritische Ausgabe der «Sämtlichen Werke» aus buchtechnischen Gründen die «Züricher Novellen» auf zwei Bände verteilt, bleibt sie daher der Grundgestalt des Werkes näher als die auf Kellers siebzigsten Geburtstag hin erschienenen «Gesammelten Werke».

Die Bearbeitung des eben erschienenen ersten Bandes bildete für den Herausgeber kaum eine editionstechnisch besonders interessante Aufgabe: ungeahnte Schätze gab es nicht zu heben, weil offenbar keine existieren, und da nur von dem für die Buchausgabe erweiterten Schluß der Rahmenerzählung ein Manuskript erhalten zu sein scheint, war der authentische Wortlaut der Novellen lediglich auf Grund der verschiedenen noch zu Lebzeiten Kellers entstandenen Drucke zu ermitteln; als maßgebender Text erwies sich der der dritten Buchausgabe von 1883, abgesehen von Irrtümern und Nachlässigkeiten des Setzers, die dem für solche Dinge ungleich wachen Auge des Dichters bei der Korrektur entgangen waren. Mit welch gewissenhafter Hingabe und eindringlichem Verständnis Carl Helbling seine Herausgeberpflicht erfüllt hat, bezeugt der mehr als siebzig Seiten starke Rechenschaftsbericht, der dem Text wie üblich als Anhang folgt. Er gibt in lebendiger und kultivierter sprachlicher Gestaltung die Entstehungsgeschichte des ganzen Zyklus und jeder der einzelnen Novellen, den textkritischen Apparat, der die belanglosen Abweichungen der verschiedenen Drucke mit Recht unberücksichtigt läßt, und Sacherklärungen, soweit solche nach dem Gefühl des Herausgebers nötig oder doch dem Leser nützlich sind. Die Abgrenzung der Sacherklärungen gegen die Lesarten nimmt Helbling so vor, daß er in den Apparat auch sachliche Beigaben verweist, soweit sie zum Wort des Dichters in unmittelbarer Beziehung stehen — eine kluge Unterscheidung, gewiß, aber doch wohl zu klug für den Leser, der eine sachliche Verständnishilfe braucht und nun nicht recht weiß, wo er sie zu suchen hat; eine scharfe Trennung der Lesarten, die ja zumeist nur den Fachmann interessieren, von den sachlichen Erläuterungen dürfte sich aus diesem praktischen Grunde für die folgenden Bände empfehlen.

Vor der Versuchung zu eigenmäch-

tigen Eingriffen in die überlieferte Textgestalt bewahrte den Herausgeber der schuldige Respekt vor dem Willen des Dichters. Wo er ausnahmsweise hinter die dritte Auflage der Buchausgabe zurückgeht (z. B. 231, 6; 232, 12), da geschieht es mit zulänglicher Begründung. Eine textkritische Entscheidung erforderte schon der Titel des Werkes: lautet er, wie es bisher in allen Ausgaben seit dem Rundschaudruck hieß, «Züricher» oder, dem schweizerischen Sprachgebrauch entsprechend, «Zürcher Novellen»? Wie Helbling feststellt, brauchte Keller gelegentlich in Briefen auch die schriftdeutsche Form neben der schweizerischen, und Rodenbergs deutsches Ohr hielt sie offenbar von Anfang an fest. Dennoch hätte der Herausgeber der kritischen Ausgabe das Recht gehabt, die gemeindeutsche Form durch die schweizerische zu ersetzen; seinem Grundsatz getreu, nur offenkundige Irrtümer des Autors oder des Setzers gegen die Ueberlieferung zu berichtigen, behält Helbling die Form «Züricher» bei, er läßt aber — mit Recht — im Text die schweizerische Form stehen, wo Rodenberg sie hat passieren lassen. Diese Vorsicht in allen Fragen der Textemendation bewahrt Helbling auch davor, am Text eine Aenderung anzubringen, die wohl auf einem Irrtum des Herausgebers beruht hätte (S. 328f zu 60, 5: «Verhandlung»). Redaktioneller Berichtigung bedarf die textkritische Anmerkung zu 287, 19. Ueberaus aufschlußreich sind die Hinweise auf die mutmaßlichen Motive textlicher Aenderungen durch den Dichter selbst: das Bedürfnis nach Verfeinerung, nach Maß und Milderung, Vereinfachung, nach größerer Genauigkeit auch im Kleinen — stilästhetische Beobachtungen, die das beschwerliche Geschäft der Textvergleichung reichlich lohnen.

Der Herausgeber dichterischer Meisterwerke ist vor allem andern «Diener am Wort» und als solcher zu persönlicher Zurückhaltung im Ton und Ausmaß seiner eigenen Beigaben verpflichtet. In vornehmer Weise unterzieht sich Helbling dieser Form der Selbstentäußerung. Bereits Ermitteltes wird pflichtgemäß nicht ohne Nachprüfung übernommen. Noch ungedruckte Teile des Nachlasses mit Einschluß der Korrespondenz geben neue Details her: ein altes Motiv, Vorarbeiten, Daten des Werdegangs einer Novelle. Die neueste Kellerliteratur wird gewissenhaft verwendet, wobei sich Paul Schaffners ausgezeichnete Arbeiten über Kellers Verhältnis zur bildenden Kunst als besonders ergiebig erweisen. Nußbergers Annahme, Keller verdanke Baechtold die Kenntnis der Biographie Salomon Landolts von David Heß, kann Helbling auf Grund der Briefe Baechtolds dahin richtigstellen, daß diesmal umgekehrt der Literaturhistoriker erst durch den Dichter, der das Büchlein aus dem Nachlaß seines Malerfreundes Irminger besaß, auf dieses Kleinod der älteren Literatur aufmerksam gemacht worden ist.

Die editorische Arbeit von Carl Helbling verbindet die Treue im Kleinen mit dem Blick für das Große, ein gründliches stoffliches Wissen mit einem feinfühligen Verständnis für das Wesen dichterischer Sprache und Gestaltung. Weit entfernt von der Ueberheblichkeit des Philologen, der sich einbildet, das Werk der schöpferischen Phantasie mit seinen Mitteln nachschaffen zu können, bekennt sich Helbling zu der Ueberzeugung, daß keine kritisch-wissenschaftliche Methode das Spiel der Kräfte, durch das die nachweisbare Masse des Tatsächlichen sich zur künstlerischen Einheit ordne, völlig zu ergründen vermöge: «es muß im Dunkel bleiben, das den Zeugungsvorgang im Geiste immer umhüllt, und das Geheimnis kann auch hier nicht völlig durchdrungen werden, wie aus Realität und dichterischer Intuition das Gebilde des Kunstwerks wird.» Diese ehrfürchtige Selbstbescheidung des Herausgebers bestärkt uns im Vertrauen darauf, daß das weitere Schicksal der vom Kanton Zürich großzügig geförderten Ausgabe von Gottfried Kellers dichterischem Lebenswerk in guten Händen liegt.

MAX ZOLLINGER

KALLIMACHOS VON KYRENE

Der Zürcher Altphilologe Ernst Howald macht den Leser aufs liebenswürdigste bekannt mit einem ein wenig abseitigen, aber literarisch bedeutenden und menschlich sympathischen Dichter hellenistischer Zeit[1]. Geboren am Ende des vierten Jahrhunderts, wird Kallimachos Leiter der berühmten Bibliothek von Alexandria und Mitglied der griechischen Hofgesellschaft, die die engste Umgebung der Könige aus dem Hause des ersten Ptolemaeus bildet. Es ist eine zwiespältige Zeit: noch ist man wie geblendet von der großen klassischen Epoche, die vor wenig mehr als hundert Jahren von Athen ausstrahlte, und doch empfindet man diese Zeit schon als historisch, fast als mythisch. Die Zeit des klassischen Stils war eine Zeit der höchsten geistigen Konzentration, exklusiv wie alles Klassische, das heißt, man züchtete eine ganz bestimmte Auswahl von literarischen und anderen Kunstformen bis zur Vollkommenheit, auf Kosten weiterer Möglichkeiten, die zur Seite gedrängt wurden. Die nachklassische Zeit nimmt dann jeweils gerne dieses vernachlässigte Ideengut der Frühzeit wieder auf — einerseits im Bewußtsein, hier noch unverbrauchten Stoff für die eigene schöpferische Betätigung zu finden, zugleich aber auch aus einem gewissen Kuriositäteninteresse, das doch wieder vom klassischen Standpunkt aus den Reiz des anderen, des Altertümlichen, Bodenständigen oder Exotischen zu genießen weiß.

Kallimachos ist ein unermüdlicher Sammler aparter Antiquitäten, von verschollenen Volksbräuchen, Kulten, noch klassisch genug, um naiv und frisch, und dekadent genug, um raffiniert zu sein. Aehnlich kompliziert ist die ganze Stellung des alexandrinischen Hofes. Nach außen hat dieser die zeremonielle Ueberlieferung des Pharaonen-Pompes zu wahren, nach innen, im engsten Kreis, sucht man die freie, demokratische Urbanität des gebildeten Griechen aufrechtzuerhalten, die sich nicht an den orientalischen Königsprunk verlieren will. Das ist ein Zwiespalt, um den sich die ganze spätere Antike bemüht; noch Augustus versucht, die historisch reif gewordene Weltherrschaft auf griechische Ideen vom Staat zu gründen, und erst mit Diokletian erdrückt der Machtstaat östlicher Prägung endgültig diese Versuche einer Vermenschlichung der Macht. — Das sind Gedanken, die sich an Howalds Buch anknüpfen lassen — seine Darstellung selbst erlaubt sich keine solchen Abschweifungen, sie gibt die wenigen Texte des Kallimachos — sechs Hymnen und eine Anzahl Epigramme — in der schönen Uebersetzung Emil Staigers, begleitet von einem behutsamen und eindringlichen Kommentar, der den Text erläutert und ein Bild der kulturgeschichtlichen Situation entwirft, die weit weniger bekannt, auch weniger durchsichtig ist als die der klassischen Zeit.

P. M.

[1] Ernst Howald, Der Dichter Kallimachos von Kyrene. Eugen-Rentsch-Verlag.

WINCKELMANN

Wie das kleine Buch über Kallimachos, so kreist auch dieses zierliche Bändchen um das Problem des Klassizismus, das heißt um das Verhältnis des Nachfahren zur klassischen Welt[1]. Die beiden Schriften zeigen, wie stark dieses Verhältnis heute wieder als brennende Frage empfunden wird.

1805 erschien bei Cotta in Tübingen «Winckelmann und sein Jahrhundert in Briefen und Aufsätzen», herausgegeben von Goethe, mit Beiträgen mehrerer

[1] Goethe, Winckelmann, mit einer Einleitung von Ernst Howald. Eugen-Rentsch-Verlag

Verfasser. Hier ist allein Goethes Beitrag zu den «Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns» aus diesem Band abgedruckt. Der Herausgeber rühmt mit Recht, es sei «die reinste Darstellung humanistischer Menschenauffassung und Menschenschilderung, die wir haben. Nie ist von einem bedeutenden Mann menschlicher — im humanistischen Sinne —, nie männlicher und würdiger gesprochen worden».

Es ist ein scheinbar wasserklarer Text, aber ein Text voller Hintergründe. In einer Einleitung, die dem Text nur um zwei Seiten nachsteht, ordnet der Herausgeber diesen mit umfassender Aufmerksamkeit in das Beziehungsnetz der damalig-zeitgenössischen, der nach-goethischen und der modernen Winckelmannauffassung ein. Das Dauernde wird vom Vergänglichen geschieden, wobei die unmögliche Position des sterilen Klassizismus des Weimarer Goethekreises in ihrer ganzen Tragik sichtbar wird, von der sich die Persönlichkeit Goethes um so großartiger abhebt, die noch die schiefsten Theorien fruchtbar zu machen versteht — in der Iphigenie, im Tasso, in Hermann und Dorothea.

Die Winckelmann-Renaissance der letzten 25 Jahre stand ganz im Zeichen Herders und seiner dynamischen, von den Modernen ins Psychoanalytische vertieften Auffassung, die vor allem die irrationalen, tragischen Züge der Persönlichkeit betonte.

Goethe sieht diese Züge auch, schiebt sie aber an den Rand seines Bildes; er zeigt Winckelmann als den «redlichen» und «trefflichen» Mann «von gehaltenem Charakter, der auf sich selbst vertraut»; der sieht ihn im antiken Sinn «unzerstückelt, nicht in Gefahr, in unzusammenhängenden Kenntnissen sich zu verlieren». Daß die Antike, die der Klassizismus so gern als normatives Vorbild von marmorner Endgültigkeit und Unveränderlichkeit hinzustellen liebt, in Wirklichkeit für Winckelmann, den Erzvater des Klassizismus, eine Spiegelung des eigenen Innern war, wird von Goethe angedeutet; aber dieser vermeidet es, wie Howald sagt, «sorgfältig, vielleicht sogar ängstlich, in die Abgründe der Seele zu versinken.» «Es gehört allerdings das meiste von diesem Eindruck (der Antike) uns und nicht dem Gegenstande» — diskreter, als es Goethe mit diesen Worten tut, läßt sich das Problem nicht andeuten. Dreimal berührt Goethe in dieser kurzen Schrift den tragischen Punkt, daß es sich «schwer im Vollkommenen verweilt».

In dieser Winckelmann-Studie sammeln sich alle Strahlen von Goethes Persönlichkeit und alle Interessen seiner Zeit wie in einem Brennglas — aber es bedurfte des Prismas des Herausgebers, um sie wieder zu zerlegen und sichtbar zu machen. Dazu kommt als besonderer literarischer Reiz eine gewisse skizzenhafte Unverbindlichkeit des Aufbaus: Howald zeigt, daß es sich eigentlich um einen Entwurf, eine erste Gruppierung von Notizen unter leitenden Stichwörtern handelt, die dann nicht, wie beabsichtigt, weiter ausgeführt, sondern als Skizze in den Druck gegeben wurde.

PETER MEYER